

vom 13.06.2021

Autor: Peter Maxwill

Rubrik: Panorama/Gesellschaft

Michel Friedman über Debattenkultur

»Glauben Sie etwa, ich habe kein Bedürfnis nach Harmonie?«

<https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/michel-friedman-uebers-streiten-glauben-sie-etwa-ich-habe-kein-beduerfnis-nach-harmonie-a-37857118-9e99-461a-b0d8-50aa24aa8019>

17:16:00 Michel Friedman liebt Kontroversen, nun ruft er öffentlich zum Streiten auf. Hier spricht er über seine Familiengeschichte, die AfD, persönliche Ängste –und fordert »Radikalität im persönlichen Gespräch«.

Gesprchsteilnehmer37857118-9e99-461a-b0d8-50aa24aa8019

SPIEGEL:Herr Friedman, die Welt ist voller Zwietracht und Zorn, die Gesellschaft auch hierzulande scheint tief gespalten. Ausgerechnet jetzt rufen Sie zum Streit auf, warum?

Friedman: Streit ist der Sauerstoff einer Demokratie. Konflikte sind nicht per se schlecht: Sie sind ein Zeichen von Emanzipation, ein Ausdruck davon, dass Macht infrage gestellt wird. Politische Macht, Deutungsmacht, militärische Macht. Die Frage ist also nicht, ob wir streiten. Entscheidend ist, wie wir es tun.

SPIEGEL:Was sind denn die Zutaten eines gelungenen Streits?

Friedman: Grundsätzlich gilt: Wir müssen uns zuhören. Nur dann sind wir in der Lage, aus den unterschiedlichen Haltungen, die wir formuliert haben, zu Kompromissen zu kommen. Der Kompromiss ist konstitutiv für den Streit, er muss aber von allen Streitparteien mitgetragen werden. Das ist eine hohe zivilisatorische Errungenschaft: Man muss etwas abgeben und etwas anderes anneh-

men –was nicht heißt, dass man es für richtig halten muss.

SPIEGEL:Wie sind Sie zu dieser Haltung gekommen?

Friedman: Meine Kindheit war davon geprägt, dass meine Eltern den Holocaust nur deshalb überlebt haben, weil der Deutsche Oskar Schindler sie gerettet hat, nachdem Deutsche die gesamte Familie, fast 50 Menschen, umgebracht hatten. Meine Mutter war 16 Jahre alt, als sie ins Getto kam und die hässliche Fratze der Barbarei, zu der Menschen fähig sind, in ihr Leben eintrat. Diese Zerstörung ihres Urvertrauens prägte den Rest ihres Lebens: 24 Stunden am Tag war die Angst da, dass es jederzeit wieder passieren kann.

SPIEGEL:Wie wirkte sich das aus?

Friedman: Meine Mutter hatte ein immerwährendes Harmoniebedürfnis mit der gleichzeitigen Erkenntnis, dass die ersehnte Harmonie immer nur ein Ziel sein konnte, eine Hoffnung –aber nie ein Zustand. Das hat mich geprägt. Wenn ich neugierig war oder eine andere Meinung hatte, habe ich mich dem gestellt. Was ich als junger Mensch gesagt habe, war oft schlecht begründet, aber über den Widerspruch habe ich mich einzumischen geübt.

SPIEGEL:Weil Sie es anders machen wollten als Ihre Mutter?

Friedman: Ich glaube nicht, dass das eine treffende psychologische Analyse ist. Die Schoa, dieser zerstörerische biografische Einschnitt in meiner Familie, hat dazu geführt, dass die Traurigkeit dem Leben kaum gewichen ist. Zugleich war ich nach unserem Umzug nach Deutschlandständig mit einstigen Mitläufern und Tätern konfrontiert. Als Kind und Jugendlicher war ich ständig zwischen den Welten, ich habe so für mich einen Weg des Widerspruchs entwickelt.

SPIEGEL:Warum war Widerspruch so wichtig?

Friedman: Deutschland war »Schweigeland«. Weil die Wohlstandsgesellschaft der Endsechzigerjahre um mich herum angefangen hatte, eine Legende zu bauen. Die Legende, dass die meisten Menschen in Deutschland unschuldig waren. Der Wunsch nach einer »Stunde null«, nach einem Schlussstrich, war groß. Die Leute wollten nicht mehr mit den Verstrickungen im Zweiten Weltkrieg und der Schoa konfrontiert werden.

SPIEGEL:Wie haben Sie sich dagegen gewehrt?

Friedman: Ich habe mich schon früh in der Jüdischen Gemeinde engagiert, aber auch als Schulsprecher, der durch konstruktiven Streit zu verstehen versuchte, was war und wie man es besser

machen könnte. Dabei war es mir wichtig, ein Brückenbauer zwischen dem jüdischen Mikrokosmos und dem gesellschaftlichen Makrokosmos zu sein.

SPIEGEL:Dabei hätte man gerade angesichts Ihrer Familiengeschichte nachvollziehen können, wenn Sie sich aus allem herausgehalten hätten –aus Angst, so wie Ihre Mutter.

Friedman: Auch ich *habe* Angst. Aber das bringt mich nicht zum Schweigen. Würde man aus Angst schweigen, hätten diejenigen, die einem Angst machen, das letzte Wort. Ich möchte, dass Demokraten das letzte Wort haben.

SPIEGEL:Wollen Sie damit sagen, dass es im Deutschland der Gegenwart keinen berechtigten Grund gibt, sich aus Debatten herauszuhalten?

Friedman: Jedenfalls ist es nicht mutig, die Stimme zu erheben. Viele schweigen aus Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit oder Feigheit. Und damit meine ich nicht nur die großen politischen Linien, sondern auch ganz alltägliche Gespräche. Wer streitet, geht kein Risiko ein –und selbst wenn, das größte Risiko ist Schweigen. Der Widerspruch ist das Geschenk der Freiheit.

SPIEGEL:Umsonst gibt es dieses Geschenk aber nicht. Auch Sie werden immer wieder zum Ziel von Anfeindungen und Drohungen.

Friedman: Ich genieße die Freiheit des Widerspruchs trotzdem. Und ich würde mir wünschen, dass all diejenigen, die in ihren Sonntagsreden das »Nie wieder« beschworen haben, entsprechend konsequent gehandelt hätten.

SPIEGEL:Sie sagen das auch vor dem Hintergrund Ihrer eigenen Familiengeschichte. War Ihr Vater eigentlich ähnlich ängstlich wie Ihre Mutter?

Friedman: Seine Traurigkeit und Selbstisolation haben mich geprägt, er war ein introvertierter Mensch. Das lag sicher auch daran, dass er immer schlechter hören konnte, nachdem ihm ein Nazi einst das Ohr mit einem Gewehrkolben zertrümmert hatte. Trotz seiner Hörprobleme hat mein Vater mich immer als Gesprächspartner angesehen.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Friedman: Die Grundvoraussetzung für ein Gespräch, insbesondere auch für einen Streit, ist eine A-priori-Anerkennung der Beteiligten.

SPIEGEL:Das müssen Sie erläutern.

Friedman:Der Mensch ist an sich, also a priori, durch sein Menschsein ein anerkanntes Lebewesen. Es ist also niemand auf die Anerkennung einer oder eines anderen angewiesen. In vielen

Konflikten geht es um Über- und Unterordnung, so kann Streit nicht gelingen.

SPIEGEL:Wer diskutiert, muss dem Gegenüber also immer auf Augenhöhe begegnen?

Friedman: Ich mag diese Metapher nicht, sie ist mir zu diffus. Was soll denn das heißen, sich auf Augenhöhe zu begegnen?

SPIEGEL:Dass Menschen sich auf die gleiche Ebene begeben und gegenseitig anerkennen, oder nicht?

Friedman: Ich bin radikaler: Anerkennung wird nicht verliehen, verhandelt. Anerkanntsein ist ein Menschenrecht. Unverhandelbar. Das gilt für alle Menschen, egal ob Kind oder Greis. »Jeder ist jemand«, schreibt der Theaterschriftsteller George Tabori.

SPIEGEL:Sie würden also ein Streitgespräch mit einer Siebenjährigen so führen wie eine Debatte mit einem Berufspolitiker?

Friedman: Ein siebenjähriges Kind hat dieselben Menschenrechte wie ein 77-jähriges, erwachsenes Kind. Für mich ist es keine Frage, dass das, was ich A-priori-Anerkennung nenne, auch für ein kleines Kind gilt. Klar ist, dass die Art und Weise, wie man etwa mit Grundschulern streitet, eine andere ist als mit einem Politiker.

SPIEGEL:Die meisten Siebenjährigen hätten vermutlich große Probleme, unserem Gespräch zu folgen. Wie diskutiert man mit einem Kleinkind?

Friedman: Indem man es ernst nimmt, empathisch auf das Kind zugeht, eine gemeinsame Sprache entwickelt und respektiert: Kinder haben ihren eigenen Willen. Wenn sie »Warum« fragen, haben sie einen Anspruch auf ein »Weil«.

SPIEGEL:Wie verliefen denn die Gespräche mit Ihrem Vater?

Friedman: Mein Vater wollte, dass ich eine gute Bildung erhalte. Er war, das muss ich in aller Offenheit sagen, ein Mensch mit geringer Schulbildung. Er hat mich stets gefördert und gefordert: Obwohl er das Wort Emanzipation nicht benutzt hat, hat er mich dazu ermutigt, durch Wissen und Lernen über mich hinauszuwachsen. Von ihm habe ich gelernt, dass Autonomie mit Bildung und Lebenserfahrung zu tun hat.

SPIEGEL:Wie meinen Sie das?

Friedman: Eine starke Meinung allein ist wertlos. Wenn du nichts weißt, bist du im Streit immer unterlegen. Im Streit wird unser Wissen reflektiert. Durch die Reflexion entsteht eine Meinung, die begründbar ist. Wer streitet, tauscht nicht nur unter-

schiedliche Meinungen aus: In der Streitkultur geht es um die Validität von Argumenten, um ihre logische Stringenz, um sachliche Kompetenz. Was das anbelangt, hatte ich schon als kleines Kind viele Übungsstunden.

SPIEGEL:Übungsstunden?

Friedman: Ja, immer beim Abendbrot haben wir diskutiert. Weil ich das Bildungsversprechen umgesetzt habe, wurden meine Argumente qualitativer: Je mehr ich wusste, desto stärker wurde meine Argumentation. Das Streiten war eben in vielen anderen Familien nach 1945 nicht so ausgeprägt.

»Wer nicht neugierig ist, hört nicht richtig zu. Und wer nicht zuhört, kann nicht richtig streiten.«

SPIEGEL:Inwiefern?

Friedman: Bei uns zu Hause war Streiten Alltag. Im Nachkriegsdeutschland war der Streit eine potenzielle Bedrohung, erst recht zu Hause am Küchentisch: weil er die Legenden der Familiengeschichten hätte entlarven können. Deshalb wurde meist geschwiegen statt diskutiert –oder nur bis zu einem kritischen Punkt. Man muss das Streiten von Kindesbeinen an üben, etwa um zu lernen, dass es neben der kognitiven eine emotionale Ebene gibt. Und dass Emotionen im Gespräch nicht bedeuten, gleich persönlich zu werden. Es ist daher nicht verwunderlich, dass dieses Land bis heute keine richtige Streitkultur hat.

SPIEGEL:Wieso glauben Sie, dass es an der Bildung liegt? Wir leben in einer Wissensgesellschaft, der Anteil junger Menschen mit Abitur hat sich seit Ihrer Kindheit vervielfacht.

Friedman: Zur Wahrheit gehört aber, dass die Bildungsungerechtigkeit in diesem Land zugenommen hat und die größte aller sozialen Ungerechtigkeiten ist. Bildung hat verschiedene Facetten: Wissensvermittlung und Denkkompetenz. An den Universitäten, wo sich der Unterricht immer mehr verschult hat, geht es nicht mehr primär darum, das Streiten zu üben. Debatten werden vermieden oder durch Wissensvermittlungsdiskurse ersetzt. Helmut Schmidtsoll gesagt haben, dass eine Demokratie, in der nicht gestritten wird, keine ist. Wir haben nicht zu viel, sondern zu wenig Streit.

SPIEGEL:Wie ließe sich das Problem beheben?

Friedman: Streit ist eine eigene bildungspolitische Disziplin, und davon haben wir zu wenig in unserem Curriculum. Kinder müssten schon in der Schule lernen, miteinander zu streiten. Dabei könnte man sich am Konzept der Debating Clubs orientieren: Dort lernen junge Leute, sich in die

Positionen anderer einzuarbeiten und diese zu begründen. Diese Methode hat viel mit Wissen, Verstehen und Empathie zu tun. Denn wenn ich mich nicht in denjenigen, mit dem ich mich streite, hineinversetzen kann, bleibt es ein oberflächliches Gespräch. Ein Pseudostreit.

SPIEGEL:Warum?

Friedman: Weil Zweifel, Selbstzweifel und Neugier wesentliche Voraussetzungen eines Dialoges sind. Weil ich mich selbst ermahnen muss, dass ich mich womöglich irre –und dass der oder die andere recht hat. Es geht letztlich also um Interesse am anderen. Wer nicht neugierig ist, hört nicht richtig zu. Und wer nicht zuhört, kann nicht richtig streiten.

SPIEGEL:Erklären Sie sich damit auch das vermehrte Aufkommen von Verschwörungsnarrativen? Glauben immer mehr Menschen solche Geschichten, weil sie zwar starke Meinungen haben –aber kein Interesse an anderen Standpunkten, an wirklicher Erkenntnis?

Friedman: Verschwörungserzählungen gab es schon immer, aber vor allem durch soziale Medien tauchen sie nun in einer Hülle professionalisierter Scheininformation auf. Was in der Ära Trump unter dem Schlagwort »Fake News« alles formuliert wurde, ist ein Tiefpunkt dessen, was zivilisatorisch in der Moderne als Streitkultur erlebbar war. Eine Lüge, die als eine Tatsache verkauft wird, ist keine Tatsache, sondern bleibt eine Lüge. Wir müssen uns auf Tatsachen einigen können, um auf dieser Grundlage einen Diskurs führen zu können. Ich gebe Ihnen ein Beispiel, ja?

SPIEGEL:Bitte.

Friedman: Wenn jemand die Schwerkraft als Erfindung des »Weltjudentums« ablehnt, dann ist eine Debatte über Fragen der Astrophysik unmöglich. In solch einer Situation braucht man einen Grundlagenbeweis, ich würde dann ein Experiment vorschlagen: Du springst aus dem Fenster, ich nehme die Treppe –und wenn wir uns unten treffen, dann sehen wir, auf welcher Faktenbasis wir uns unterhalten müssen.

SPIEGEL:Mal im Ernst: Führen Sie solche Gespräche wirklich?

Friedman: Als Jude sind Sie damit automatisch konfrontiert, sobald Ihnen mal wieder jemand die vermeintliche Weltverschwörung vorhält.

SPIEGEL:Sie könnten solche Unterredungen doch boykottieren.

Friedman: So einfach ist das nicht. Wenn so etwas in einer zunächst unverdächtig verlaufenden Unterhaltung plötzlich aufpoppt, müssen Sie sich

dem stellen. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie oft ich mir in zivilisierten Abendgesellschaften staunend die Augen reibe und die Ohren spitze.

SPIEGEL:Und dann?

Friedman: Wenn Menschenfeindlichkeit und das Leugnen von Fakten das Gespräch prägen, versuche ich, dass durch sachliche Informationen zu korrigieren, und mache klar, Rassismus, Judenhass, jegliche Diskriminierung, jegliches Aberkennen der menschlichen Würde ist nicht dialogfähig.
»Dass eine Partei des Hasses demokratisch gewählt wurde, macht sie noch lange nicht zu einer demokratischen Partei.«

SPIEGEL:Und was tun Sie dann?

Friedman:Dann beende ich das Gespräch. Hass ist kein Argument, sondern ein zerstörerisches Gefühl. Die gewachsene Schamlosigkeit, Hass in den politischen Raum zu tragen und sogar eine Partei des Hasses, wie die AfD, zu wählen, ist äußerst besorgniserregend. Die Giftspuren haben unsere Debattenkultur verändert. Oft ist die Rede davon, dass solche Positionen am Rande der Gesellschaft stünden. Ich kann da nur vehement entgegenen: Sie stehen außerhalb des demokratischen Diskurses. Dass eine Partei des Hasses demokratisch gewählt wurde, macht sie noch lange nicht zu einer demokratischen Partei.

SPIEGEL:Sie haben sich ja selbst einen Namen gemacht mit einer konfrontativen, bisweilen sehr persönlichen Gesprächsführung. Wo genau verläuft die Grenze zwischen einem heftigen und einem inakzeptablen Disput?

Friedman: Ich bohre bei Berufspolitikern intensiv in der Sache nach. Das ist die Aufgabe von kritischem Journalismus. Ich glaube, dass man Heftigkeit und Radikalität im persönlichen Gespräch üben muss und erst recht als Gesellschaft im Rahmen eines demokratischen Freiheitsbegriffes. Die Grenze ist eindeutig: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Es gibt nichts im Gespräch zu klären, wenn ein Diskutant jemandem oder sogar einer ganzen Gruppe das Menschsein aberkennt.

SPIEGEL:Nehmen Sie wahr, dass sich immer mehr Menschen aus Diskussionen heraushalten, weil die Debattenkultur eine alarmierende Betriebstemperatur erreicht hat?

Friedman: Ich erlebe eine Verrohung in der Debattenkultur. Dass Monologisieren nimmt zu, die Dialogbereitschaft nimmt ab. Andererseits beobachte ich, dass gerade junge Menschen oft engagiert debattieren. Aber sobald sich der Diskurs in die sozialen Medien verlagert, entwickelt er sich häu-

fig in eine aggressive bis gewalttätige Form der Gruppensolidarität zurück. Zugleich sind dank des Internets so viele Informationen verfügbar wie noch nie. Man muss dann aber auch lernen, diese Angebote kritisch zu filtern.

SPIEGEL:Sie sprechen von Medienkompetenz.

Friedman: Ja, und das Problem ist nicht neu. Schon früher haben viele Leute den SPIEGEL gekauft, die sich dort in ihrer Haltung wiedergefunden haben. Das ist völlig legitim. Aber eigentlich sollte man auch das lesen, wovon man sich infrage gestellt fühlt. Das eröffnet die Möglichkeit, weiterzukommen.
»Einmal rief jemand bei uns zu Hause an, und die Stimme am anderen Ende der Leitung sagte, dass man mich umbringen werde.«

SPIEGEL:Aber es ist sehr anstrengend. Viele Leute haben offenkundig das Bedürfnis, in Harmonie zu leben, ohne Konflikte und Zweifel.

Friedman: Ja, glauben Sie etwa, ich habe kein Bedürfnis nach Harmonie? Glauben Sie, ich habe keine Sehnsucht nach Sicherheit? Diese Sehnsucht kann aber auch ein Betäubungsmittel werden.

SPIEGEL:Wie schaffen Sie es, sich gegen diesen Sog zu stemmen?

Friedman: Harmonie und Glück sind Sekundenerlebnisse, wie Tintenkleckse, von denen wir glauben, dass wir sie mithilfe eines Füllers zu einer Linie verbinden können –bis wir einen neuen Klecks wahrnehmen oder merken, dass die Tinte leer ist. Ich glaube, dass Harmonie nur erreichbar ist, wenn man diesem Wunsch nicht folgt und die Angst überwindet. Das ist anstrengend, natürlich, und mit Widerspruch macht man sich nicht nur Freunde. Aber das Streben nach Harmonie birgt die große Gefahr des Stillstands. Und ich kann nicht stillstehen.

SPIEGEL:Was würden Ihre Eltern dazu sagen?

Friedman: Einmal rief jemand bei uns zu Hause an, und die Stimme am anderen Ende der Leitung sagte, dass man mich umbringen werde. Da sah ich die Angst meiner Mutter, ich sah die Angst meines Vaters, ich sah natürlich auch meine Angst. Aber deswegen aufgeben? Nein! Ich möchte junge Menschen nicht entmutigen, sondern ermutigen. Streitet euch!

SPIEGEL: Ihr Buch endet mit einem Kapitel, das aus nur zwei Wörtern besteht: »Nie schweigen.« Wie meinen Sie das, sollen Debatten nie enden?

Friedman: Es gibt kein letztes Wort, es gibt weder Anfang noch Ende. So wie es ja auch keine Wahrheit gibt, sondern Perspektiven der Wahrheit. Alles in unserer Welt ist ständig im Prozess, das müssen wir aushalten. Wer den Dialog sucht und redet, ist auf dem Weg. Wer aber schweigt, ist stehen geblieben.

ID 177903992